

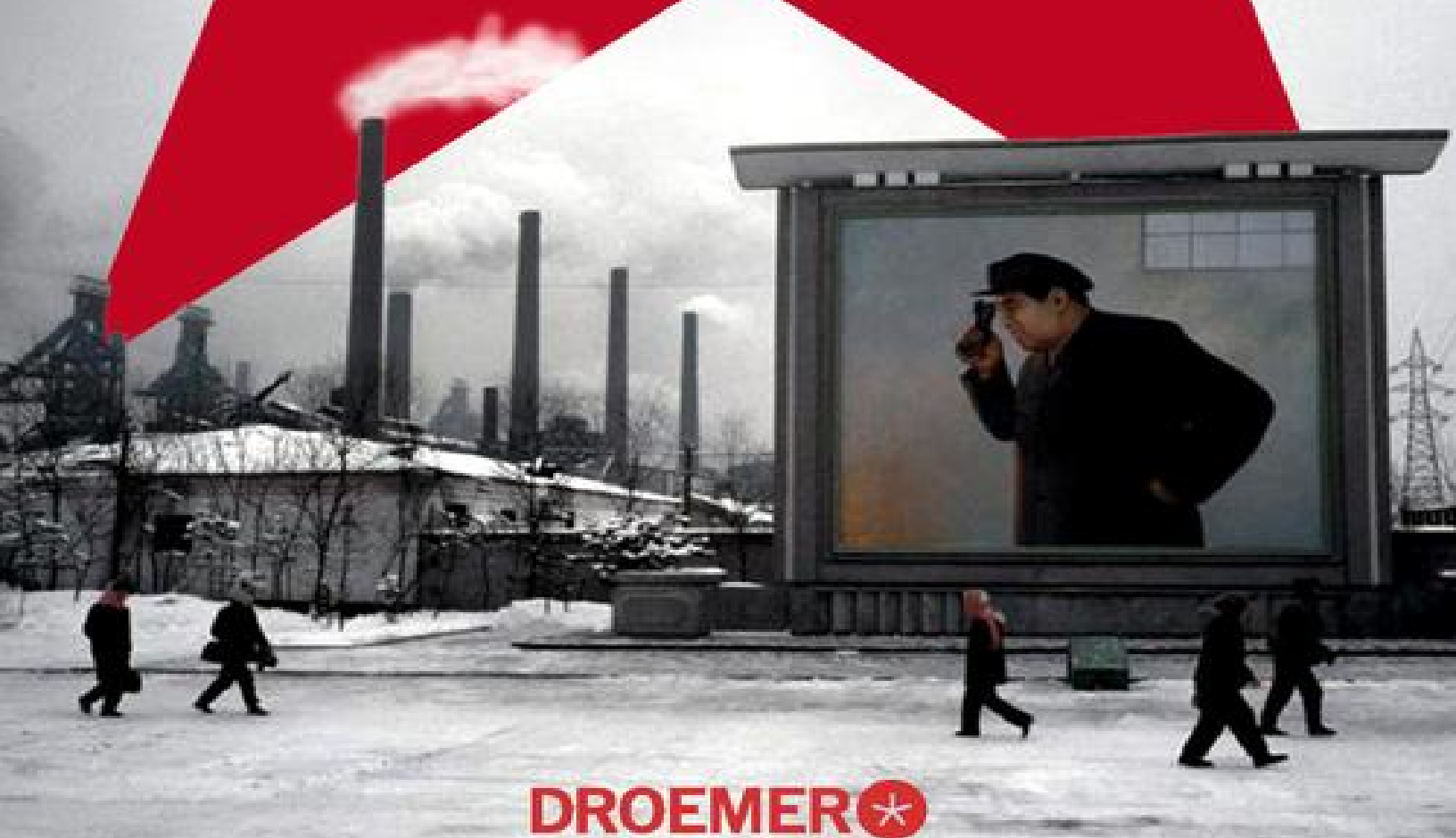
BARBARA

DEMICK

Im Land des Flüsterns



Geschichten aus dem Alltag
in Nordkorea



DROEMER 

Barbara Demick

Im Land des Flüsterns

Geschichten aus dem Alltag
in Nordkorea

*Aus dem Amerikanischen von
Gabriele Gockel und Maria Zybak*

Über dieses Buch

Leben und lieben in Zeiten der Diktatur: Die Autorin und Journalistin Barbara Demick erzählt bewegende Geschichten von Menschen in Nordkorea, ihrem Alltag, ihren Beziehungen, ihren Ängsten und vor allem den Herausforderungen durch die gnadenlosen Lebensverhältnisse im Schattenreich des »geliebten Führers« Kim Jong Il.

Barbara Demick erzählt in ihrem bewegenden Buch die Geschichte von Song Hee-suk, einer Vorzeigebürgerin, die zusehen muss, wie ihre Schwiegermutter, ihr Ehemann und ihr Sohn vor Hunger sterben. Sie erzählt von der Ärztin Kim Ji-eun, die verzweifelt, weil sie ihren Patienten nicht helfen kann, denn sogar die Voraussetzungen für die einfachste medizinische Versorgung fehlen; von Mi-ran und ihrem Verehrer Jun-sang, die sich nur in der Dunkelheit treffen können, denn ihre Liebesbeziehung verstößt gegen die Parteidoktrin. Wenn sich das verheißene sozialistische Paradies als Hölle auf Erden erweist, bleibt allein die Flucht.

Seit den massiven Kriegsdrohungen Nordkoreas gegenüber Südkorea und den USA im Frühjahr 2013 steht das streng

abgeschottete Land im Fokus des internationalen Interesses. Die langjährige Ostasien-Korrespondentin der Los Angeles Times Barbara Demick ist eine exzellente Kennerin der Verhältnisse in der diktatorisch regierten Volksrepublik. In ihrem mit dem Human Rights Book Award ausgezeichneten Buch liefert sie tiefe und verstörende Einblicke in das Alltagsleben Nordkoreas und zeigt uns eine ferne, sehr fremde und nahezu unbekannte Welt.

»Ein scharfsinniges, über die Maßen erhellendes Buch über das Alltagsleben in Nordkorea.«

Jung Chang, Autorin des Weltbestsellers *Wilde Schwäne*

»Auf dem deutschsprachigen Buchmarkt kommt wohl nichts näher an den nordkoreanischen Alltag heran als dieses ausgezeichnet geschriebene Buch.«

Süddeutsche Zeitung

»Ungewöhnlich, klug, engagiert.«

der Freitag

Inhaltsübersicht

Widmung

Karte

Prolog

1. Kapitel

2. Kapitel

3. Kapitel

4. Kapitel

5. Kapitel

6. Kapitel

7. Kapitel

8. Kapitel

9. Kapitel

10. Kapitel

11. Kapitel

12. Kapitel

13. Kapitel

14. Kapitel

15. Kapitel

16. Kapitel

17. Kapitel

18. Kapitel

19. Kapitel

20. Kapitel

März 2015

Dank

Anmerkungen

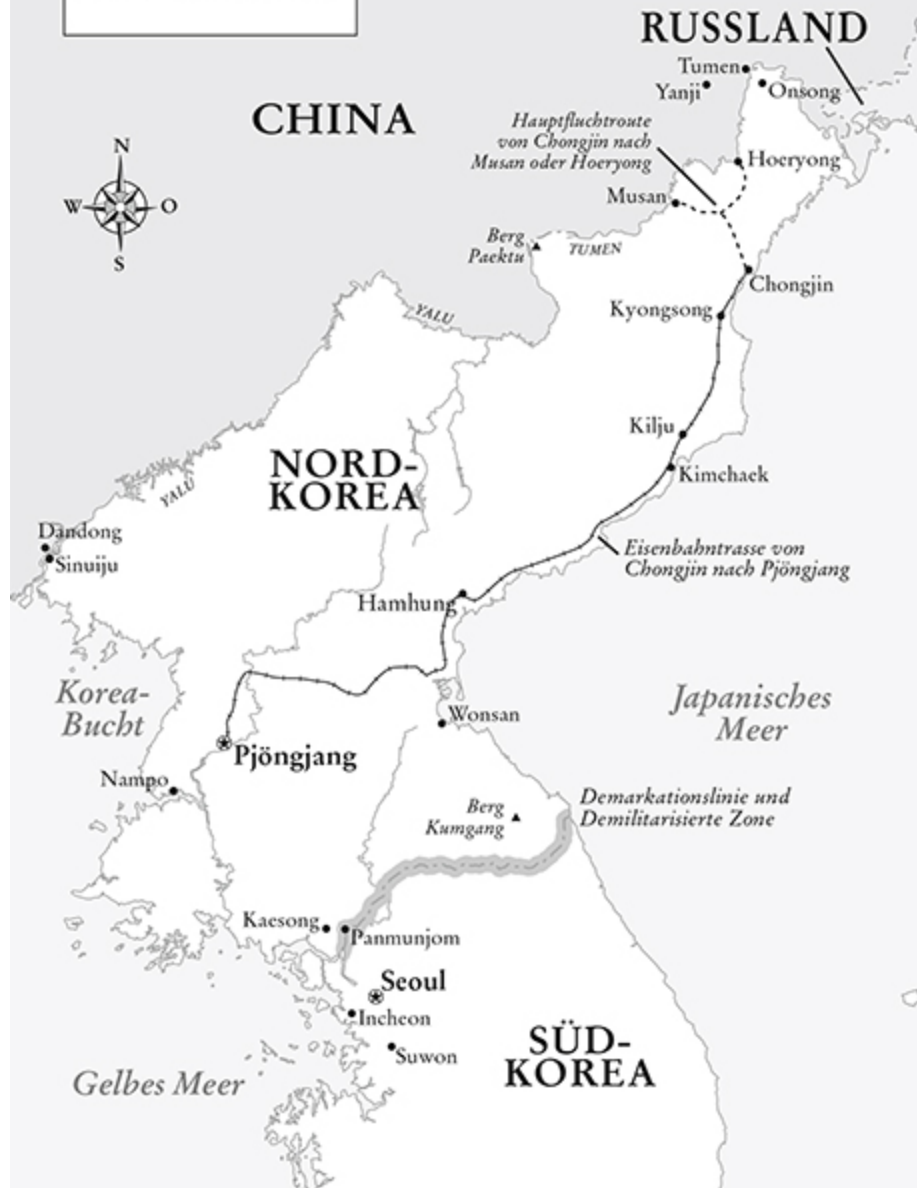
- 1. Kapitel
- 2. Kapitel
- 3. Kapitel
- 4. Kapitel
- 5. Kapitel
- 6. Kapitel
- 7. Kapitel
- 8. Kapitel
- 9. Kapitel
- 10. Kapitel
- 11. Kapitel
- 12. Kapitel
- 13. Kapitel
- 14. Kapitel
- 15. Kapitel
- 16. Kapitel
- 17. Kapitel
- 18. Kapitel
- 19. Kapitel
- 20. Kapitel

*Für Nicholas,
Gladys und Eugene*

Karte

NORD-KOREA

0 Meilen 100
0 Kilometer 100



Prolog

Im Jahr 2001 zog ich nach Seoul, um für die *Los Angeles Times* über die beiden Koreas zu berichten. Damals war es für einen amerikanischen Journalisten ausnehmend schwierig, nach Nordkorea zu reisen. Und selbst als es mir gelang, Zutritt zu dem Land zu bekommen, stellte ich fest, dass es fast unmöglich war, von dort zu berichten. Westlichen Journalisten werden »Aufpasser« an die Seite gestellt; die dafür sorgen, dass keine ungenehmigten Gespräche stattfinden und sich die Besucher an eine Route mit sorgfältig ausgewählten Bauwerken halten. Der Kontakt zum Mann auf der Straße ist verboten. Auf Fotos wie im Fernsehen wirken die Nordkoreaner wie Roboter, die bei Militärparaden im Gleichschritt marschieren oder in Massen Gymnastik zu Ehren der Führung betreiben. Beim Anblick solcher Fotos wollte ich herausfinden, was sich hinter diesen ausdruckslosen Gesichtern verbarg.

Als ich in Seoul mit Nordkoreanern sprach, die übergelaufen und nach Südkorea oder China geflüchtet waren, fügte sich allmählich ein Bild des realen Lebens in der Demokratischen Volksrepublik Korea zusammen. Ich schrieb eine Artikelserie für die *Los Angeles Times*, in der es vor allem um ehemalige Einwohner von Chongjin ging, einer Stadt im äußersten Norden des Landes. Ich war der

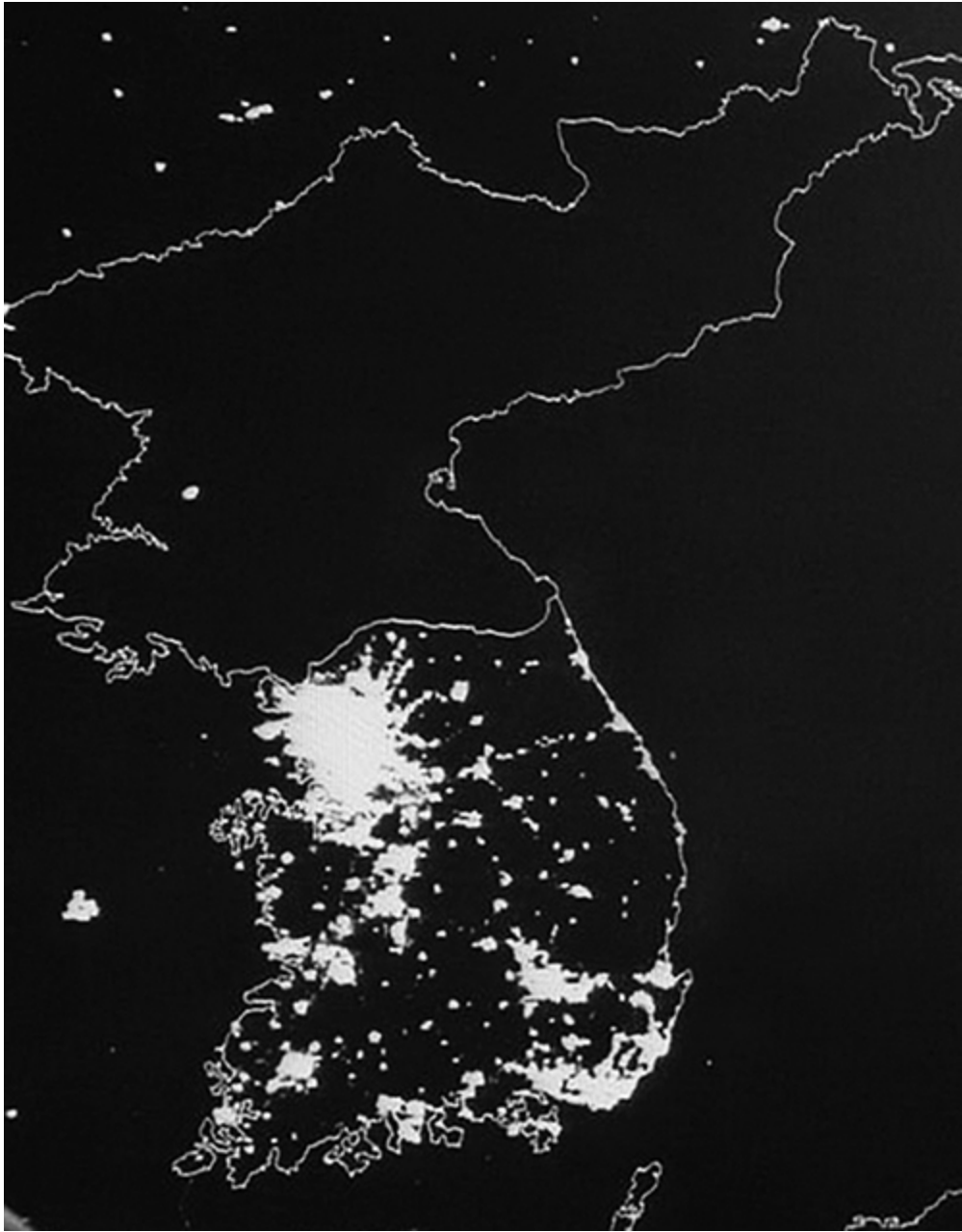
Ansicht, Fakten leichter verifizieren zu können, wenn ich mit vielen Menschen über einen bestimmten Ort sprach. Und ich wollte, dass dieser Ort möglichst weit entfernt war von den aufgeputzten Stätten, die die nordkoreanische Regierung Besuchern aus dem Ausland vorführt – selbst wenn das bedeutete, über einen verbotenen Ort zu schreiben. Chongjin ist die drittgrößte Stadt Nordkoreas und einer der Orte, die von der Hungersnot Mitte der 1990er Jahre am meisten betroffen waren. Die Stadt ist nahezu ausnahmslos für Ausländer gesperrt. Ich hatte das Glück, viele wunderbare Menschen aus Chongjin kennenzulernen, die sich gut ausdrücken konnten und zugleich bereit waren, mir großzügig ihre Zeit zur Verfügung zu stellen. *Die Kinogänger von Chongjin* entstand aus dieser ursprünglichen Artikelserie.

Dieses Buch beruht auf Gesprächen mit Nordkoreanern über einen Zeitraum von sieben Jahren. Dabei habe ich nur einige Namen verändert, um diejenigen, die noch in Nordkorea leben, nicht zu gefährden. Die Dialoge habe ich Berichten einer oder mehrerer Personen entnommen. Ich habe mein Möglichstes getan, um die Geschichten, die mir erzählt wurden, zu verifizieren und mit der öffentlichen Berichterstattung in Einklang zu bringen. Die Beschreibungen von Orten, die ich nicht selbst aufgesucht habe, stammen von Flüchtlingen oder beruhen auf Fotografien und Videos. Letztendlich aber liegt so vieles an diesem Land im Dunkeln, dass es Unsinn wäre zu behaupten, dass ich alles richtig dargestellt habe. Ich hoffe,

dass Nordkorea eines Tages geöffnet wird und wir selbst feststellen können, was dort wirklich geschah.

1

Spaziergänge im Dunkeln



*Nächtliche Satellitenaufnahme von Nord- und
Südkorea
© courtesy of NASA*

Vom All aus sieht man nachts beim Blick auf Ostasien einen großen dunklen Fleck ohne Lichter. Es ist die Demokratische Volksrepublik Nordkorea.

Rund um dieses geheimnisvolle schwarze Loch, in den benachbarten Ländern Südkorea, Japan und inzwischen auch China, funkelt geradezu der Wohlstand. Selbst aus einer Höhe von mehreren hundert Kilometern sind die Neonreklamen, die Scheinwerfer und Straßenbeleuchtungen als kleine weiße Punkte sichtbar und lassen erkennen, dass hier die Konsumenten des 21. Jahrhunderts ihren Geschäften nachgehen. Und dann, mittendrin, eine schwarze Fläche – fast so groß wie England. Verblüffend, dass ein Land mit 23 Millionen Einwohnern so menschenleer wirken kann wie die Ozeane. Nordkorea – eine schwarze Fläche, ein Schattenland.

Das Licht ging Anfang der 1990er Jahre aus. Nach der Auflösung der Sowjetunion, die ihren alten kommunistischen Verbündeten mit billigem Öl unterstützt hatte, brach auch Nordkoreas ohnehin labile und ineffiziente Wirtschaft zusammen. Kraftwerke verfielen, hungernde Menschen kletterten auf Strommasten, um die Leitungskabel zu stehlen und den Kupferdraht gegen Nahrungsmittel einzutauschen. Wenn die Sonne hinter dem Horizont verschwindet, verblasst die Landschaft zu einem unterschiedslosen Grau, bis schließlich die Nacht die geduckten kleinen Häuser verschluckt. Ganze Dörfer verschwinden in der Abenddämmerung. Selbst in der Hauptstadt Pjöngjang, dem Schaufenster des Landes, kann

man am Spätabend mitten auf der Hauptstraße entlangschlendern, ohne rechts und links die Gebäude zu sehen.

Außenstehende denken beim Blick auf das heutige Nordkorea an abgelegene Dörfer in Afrika oder Südostasien, die die Zivilisation in Form von Elektrizität noch nicht erreicht hat. Doch Nordkorea ist kein unentwickeltes Land – es ist schlicht aus der entwickelten Welt herausgefallen. Die Beweise dafür, wie weit hier der Fortschritt bereits einmal gediehen war, kann man entlang jeder beliebigen Straße sehen – die in der Luft baumelnden skelettartigen Kabel der kaputten Stromleitungen, die einst das ganze Land durchzogen.

Nordkoreaner jenseits der Lebensmitte erinnern sich noch gut an die Zeit, als sie mehr Strom – und auch mehr zu essen – hatten als ihre proamerikanischen Vettern in Südkorea, und das lässt es ihnen noch unwürdiger erscheinen, abends im Dunkeln sitzen zu müssen. In den 1990er Jahren bot die US-Regierung Nordkorea Hilfe zur Deckung seines Energiebedarfs an. Im Gegenzug sollte das Land sein Atomwaffenprogramm aufgeben. Doch aus diesem Handel wurde nichts, weil die Bush-Regierung das Regime in Pjöngjang bezichtigte, seine Versprechungen nicht einzuhalten. Die Nordkoreaner beklagen sich bitterlich über die Dunkelheit. Schuld an dem Strommangel sind in ihren Augen die amerikanischen Sanktionen. Sie können abends nicht lesen, sie können nicht fernsehen.

»Ohne Strom haben wir keine Kultur«, sagte ein stämmiger Sicherheitsbeamter einmal anklagend zu mir.

Doch die Dunkelheit hat auch ihre ganz eigenen Vorteile. Besonders wenn man ein Teenager und mit jemandem verabredet ist, mit dem man nicht gesehen werden darf.

Wenn die Erwachsenen schlafen gehen, im Winter manchmal schon um sieben Uhr abends, kann man ganz leicht aus dem Haus schlüpfen. Die Dunkelheit schenkt den Menschen ein Maß an Privatheit und Freiheit, das sonst in Nordkorea so schwer zu bekommen ist wie Strom. Eingehüllt in einen Zaubermantel aus Unsichtbarkeit, kann man tun, wonach einem der Sinn steht, ohne die neugierigen Augen der Eltern, der Nachbarn oder der Geheimpolizei fürchten zu müssen.

Viele Nordkoreaner, denen ich begegnet bin, haben mir erzählt, wie sehr sie die Dunkelheit lieben gelernt haben, aber den tiefsten Eindruck hat bei mir die Geschichte eines halbwüchsigen Mädchens und ihres Freundes hinterlassen. Sie war zwölf, als sie den drei Jahre älteren Jungen aus einer benachbarten Stadt kennenlernte. Ihre Familie stand in dem streng hierarchischen sozialen System auf der gesellschaftlichen Stufenleiter ganz unten. Es hätte seinen beruflichen Aussichten und ihrem Ruf als tugendhafte junge Frau geschadet, hätte man sie zusammen in der Öffentlichkeit gesehen. Deshalb beschränkten sich ihre Rendezvous ausschließlich auf lange Spaziergänge im Dunklen. Etwas anderes hätten sie ohnehin nicht unternehmen können; Anfang der 1990er Jahre, als sich

zwischen ihnen eine ernsthafte Beziehung entspann, war wegen Strommangels kein Restaurant oder Kino mehr geöffnet.

Sie trafen sich immer erst nach dem Abendessen. Das Mädchen hatte seinem Freund eingeschärft, nicht an der Vordertür zu klopfen, um keine Fragen von den älteren Schwestern, dem jüngeren Bruder oder den neugierigen Nachbarn zu provozieren. Die Familie wohnte sehr beengt in einem langen, schmalen Haus mit der üblichen Außentoilette dahinter, die sich ein Dutzend Familien teilten. Zur Straße hin schirmte eine weißgetünchte, mannshohe Mauer die Häuser ab. Hinter dieser Mauer entdeckte der Junge eine Stelle, an der ihn im schwindenden Tageslicht niemand bemerken würde. Das Geklapper der Nachbarn beim Abwasch, ihr Getrappel, wenn sie die Toilette aufsuchten, machte seine Schritte unhörbar. Oft wartete er zwei, drei Stunden auf seine Angebetete, doch das machte ihm nichts. Das Leben in Nordkorea geht einen langsameren Gang, und kein Mensch besaß eine Uhr.

Sobald sie sich von der Familie losmachen konnte, stahl sich das Mädchen aus dem Haus. Zuerst sah sie ihn gar nicht, wenn sie in die Dunkelheit spähte, doch sie spürte seine Anwesenheit mit untrüglicher Sicherheit. Sie verzichtete darauf, sich zu schminken; dergleichen erübrigte sich in der Dunkelheit. Manchmal trug sie einfach ihre Schuluniform – einen schlichten, königsblauen Rock, der die Knie bedeckte, und eine weiße Bluse mit

roter Schleife – alles aus einem knittrigen Synthetikstoff. Noch war sie zu jung, als dass sie sich Sorgen um ihr Aussehen gemacht hätte.

Zuerst gingen sie stumm nebeneinanderher, dann begannen sie flüsternd miteinander zu sprechen, und wenn sie das Dorf hinter sich gelassen hatten und alle Angespanntheit von ihnen abfiel, unterhielten sie sich in normaler Lautstärke. Solange sie nicht ganz sicher waren, dass niemand sie sah, hielten sie immer eine Armlänge Abstand.

Unmittelbar außerhalb des Orts führte die Straße in einen Wald mit dichtem Unterholz und auf das Gelände eines Heilbades mit heißen Quellen. Es hatte früher durchaus einen guten Ruf gehabt; wegen seines fast 55 Grad heißen Wassers waren ganze Busladungen chinesischer Touristen gekommen, die dort ihre Arthritis oder ihren Diabetes behandeln lassen wollten, aber inzwischen war es nur noch selten in Betrieb. Gleich am Eingang befand sich ein rechteckiger, von einer Steinmauer eingefasster Teich, in dem sich das Mondlicht spiegelte. Die Wege, die das Gelände durchschnitten, waren von Kiefern, japanischem Ahorn und den Lieblingsbäumen des Mädchens gesäumt – Ginkgos, die im Herbst ihre zarten, senfgelben, wie orientalische Fächer geformten Blätter abwarfen. Den Baumbestand auf den umliegenden Bergen hatten die Menschen auf der Suche nach Feuerholz so dezimiert, dass sie nahezu kahl waren, aber die Bäume bei

den heißen Quellen hatten die Einheimischen aus Respekt vor ihrer Schönheit verschont.

Ansonsten kümmerte sich offenbar niemand um das Gelände – die Bäume waren nicht beschnitten, die Steinbänke rissig, und auf den Wegen fehlten die Pflastersteine. Mitte der 1990er Jahre war fast alles in Nordkorea marode, beschädigt, defekt. Das Land hatte schon bessere Zeiten gesehen. Doch bei Dunkelheit fielen diese Unvollkommenheiten nicht so sehr ins Auge. Auch der von den heißen Quellen gespeiste Teich, ein trüber, verkrauteter Tümpel, glänzte im Widerschein des Himmels.

Der Nachthimmel über Nordkorea ist bemerkenswert. Vielleicht ist er der klarste in ganz Nordostasien, der einzige Raum, der von Kohlenstaub, Wüstensand aus der Gobi und Kohlenmonoxid verschont bleibt, die den restlichen Kontinent zu ersticken drohen. Früher trugen auch nordkoreanische Fabriken ihren Teil zu der Smogdecke bei, doch das ist Vergangenheit. Keine künstlichen Lichtquellen machen heute den blinkenden, wie mit der Radiernadel in den Himmel gestochenen Sternen ihren Glanz streitig.

So ging das junge Paar in der Dunkelheit spazieren, und die Ginkgobäume streuten hinter ihnen ihre Blätter zu Boden. Worüber sprachen die beiden? Über ihre Familien, über ihre Klassenkameraden, über Bücher, die sie gelesen hatten; jedes Thema, egal welches, erschien ihnen ungeheuer faszinierend. Jahre später, als ich das Mädchen

nach den schönsten Erinnerungen ihres Lebens fragte, erzählte sie mir von diesen Nächten.

Derlei Dinge erscheinen nicht auf Satellitenfotos. Ob im CIA-Hauptquartier in Langley/Virginia oder im Ostasieninstitut irgendeiner Universität: In der Regel fertigen die Leute ihre Studien über Nordkorea aus der Ferne an. Sie kommen gar nicht auf den Gedanken, dass es inmitten dieses schwarzen Lochs, in diesem trostlosen dunklen Land, wo Millionen von Menschen verhungert sind, dass es dort, ja, auch Liebe gibt.

Als ich dieses Mädchen kennenlernte, war es eine Frau von 31 Jahren. Mi-ran (wie ich sie hier nennen werde) war sechs Jahre zuvor geflüchtet und lebte nun in Südkorea. Ich hatte sie um ein Interview für einen Artikel über nordkoreanische Flüchtlinge gebeten, an dem ich schrieb.

Im Jahr 2004 leitete ich das Büro der *Los Angeles Times* in Seoul und war für die ganze Koreanische Halbinsel zuständig. Südkorea war für mich kein Problem. Es war die zwölftgrößte Volkswirtschaft, eine blühende, wenn auch gelegentlich etwas rüde auftretende Demokratie mit einem der offensivsten Pressekorps in ganz Asien.

Regierungsangestellte gaben Journalisten ihre Handynummern und erhoben keine Einwände, wenn sie gelegentlich auch spätabends angerufen wurden.

Nordkorea war das genaue Gegenteil. Seine Kommunikation mit der Außenwelt beschränkte sich größtenteils auf die Tiraden der staatlichen Presseagentur KCNA, von uns Korrespondenten wegen ihrer lächerlichen,

bombastischen Ausfälle gegen die »imperialistischen Yankee-Schweine« mit dem Spitznamen »Die Große Giftspritze« bedacht. Die USA hatten im Koreakrieg von 1950 bis 1953, dem ersten großen Flächenbrand des Kalten Krieges, auf Seiten Südkoreas gekämpft, und es waren noch 40 000 amerikanische Soldaten dort stationiert. Die Haltung Nordkoreas war weiterhin feindselig, als wäre der Krieg noch gar nicht zu Ende.

Amerikanische Staatsbürger erhielten nur selten eine Einreisegenehmigung nach Nordkorea, und Journalisten noch seltener. Als ich und eine Kollegin 2005 endlich nach Pjöngjang reisen durften, erwartete uns zunächst die übliche Tour zu den Standbildern zu Ehren der ruhmreichen Führer Kim Jong Il und seines verstorbenen Vaters Kim Il Sung. Dabei wurden wir stets von zwei hageren Männern begleitet, die beide den Namen Park trugen und uns überwachten. (Nordkorea weist ausländischen Besuchern sicherheitshalber zwei »Aufpasser« zu, so dass einer den anderen im Auge behält und keiner bestochen werden kann.) Unsere beiden Aufpasser befließigten sich der gleichen Sprache wie die amtliche Nachrichtenagentur. (Die Formel »Dank unseres Geliebten Führers Kim Jong Il« wurde mit befremdlicher Regelmäßigkeit in das Gespräch eingeflochten.) Sie nahmen nur selten Blickkontakt auf, wenn sie mit uns sprachen, und ich fragte mich, ob sie wohl selbst glaubten, was sie uns erzählten. Was dachten sie wirklich? Liebten sie ihren Führer tatsächlich so sehr, wie sie behaupteten?

Hatten sie genug zu essen? Was machten sie, wenn sie von der Arbeit nach Hause kamen? Wie fühlte man sich, wenn man unter dem repressivsten Regime der Welt lebte?

Antworten auf meine Fragen würde ich in Nordkorea nicht bekommen, das war klar. Dazu musste ich mit Menschen sprechen, die fortgegangen waren – mit Flüchtlingen.

Im Jahr 2004 lebte Mi-ran in Suwon, einer heiteren und chaotischen Stadt gut 20 Kilometer südlich von Seoul. In Suwon sind Samsung Electronics und zahlreiche Industriekomplexe beheimatet, wo Dinge produziert werden, die die meisten Nordkoreaner noch nie gesehen haben – Computerbildschirme, CD-ROMs, Digitalfernseher, USB-Sticks. (Einer häufig zitierten Statistik zufolge ist das Wirtschaftsgefälle zwischen Süd- und Nordkorea mindestens viermal größer als zwischen West- und Ostdeutschland zur Zeit der Wiedervereinigung im Jahr 1990.)

Suwon ist eine lärmende Stadt, eine Kakophonie aus nicht harmonisierenden Farben und Tönen. Wie fast überall in Südkorea ist das Stadtbild ein Amalgam aus hässlichen Betonklötzen mit grellen Reklametafeln auf den Dächern. Vom verstopften Zentrum, in dem sich Dunkin' Donuts, Pizza Huts und unzählige koreanische Imitationen dieser Ketten aneinanderreihen, ziehen sich strahlenförmig kilometerweit Hochhäuser stadtauswärts. In den Seitenstraßen bieten zahlreiche »Liebeshotels« mit Namen wie *Eros Motel* und *Love-Inn Park* stundenweise Zimmer

an. Da sich Tausende von Hyundais – auch eine Frucht des Wirtschaftswunders – von den Wohnvierteln in Richtung Einkaufszentren schieben, bewegt sich der Verkehr bestenfalls im Schrittempo vorwärts. Deshalb war ich mit dem Zug gekommen – eine Fahrt von dreißig Minuten – und hatte dann ein Taxi, das sich kriechend fortbewegte, zu einem der wenigen ruhigen Orte in der Stadt genommen, einem Grillrestaurant gegenüber einer Festung aus dem 18. Jahrhundert. Zuerst erkannte ich Mi-ran gar nicht. Sie sah ganz anders aus als die Nordkoreaner, die ich bisher getroffen hatte. Zu dieser Zeit lebten etwa 6000 nordkoreanische Flüchtlinge in Südkorea, und meist verrieten bestimmte Auffälligkeiten ihre Schwierigkeit, sich in dem fremden Land zu assimilieren – zu kurze Röcke, Etiketten, die noch an neuen Kleidern hingen. Mi-ran war jedoch von einer Südkoreanerin nicht zu unterscheiden. Sie trug ein schickes braunes Twinset und eine farblich passende Stoffhose. Vom Äußeren her wirkte sie auf mich betont zurückhaltend (ein Eindruck, der sich, wie vieles andere auch, als falsch herausstellen sollte). Die Haare, straff aus dem Gesicht gekämmt, wurden von einer strassbesetzten Spange zusammengehalten. Lediglich ein paar Aknepusteln am Kinn und eine gewisse Fülligkeit um die Taille, Folge einer seit drei Monaten bestehenden Schwangerschaft, beeinträchtigten ihr untadeliges Erscheinungsbild. Vor einem Jahr hatte sie einen Südkoreaner geheiratet, einen zivilen Mitarbeiter beim Militär, und nun erwarteten die beiden ihr erstes Kind.

Ich hatte Mi-ran zum Mittagessen eingeladen, weil ich mehr über das nordkoreanische Schulsystem erfahren wollte. In den Jahren vor ihrer Flucht hatte sie in einer Bergarbeiterstadt als Lehrerin in einer Vorschule gearbeitet. Nun studierte sie Pädagogik. Es war ein ernstes, stellenweise erschütterndes Gespräch. Unsere Teller wurden unberührt wieder abgeräumt, während sie erzählte, dass sie hatte mit ansehen müssen, wie ihre fünf- und sechsjährigen Schüler langsam verhungerten. Und dabei sollte sie ihre von Tag zu Tag schwächer werdenden Schüler lehren, wie glücklich sie sich schätzen könnten, Nordkoreaner zu sein. Kim Il Sung, der seit der Teilung der Halbinsel nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs bis zu seinem Tod im Jahr 1994 herrschte, musste als Gott verehrt werden, sein Sohn und Nachfolger Kim Jong Il als der Sohn Gottes, eine christusähnliche Gestalt. Mi-ran war zu einer erbitterten Kritikerin des nordkoreanischen Systems der Gehirnwäsche geworden.

Nachdem wir uns eine oder zwei Stunden über derlei Dinge unterhalten hatten, wandten wir uns Themen zu, die man abschätzig als typisch weiblich bezeichnen könnte. Irgendetwas an Mi-rans ruhiger, offener Art erlaubte es mir, auch persönlichere Fragen zu stellen, die ich in der Regel vermied. Was unternahmen junge Nordkoreaner, wenn sie einfach Spaß haben wollten? Hatte es in ihrem Leben in Nordkorea auch glückliche Momente gegeben? Hatte sie dort einen Freund gehabt?

»Komisch, dass Sie mich das fragen«, sagte sie. »Ich habe erst neulich von ihm geträumt.«

Sie beschrieb den Jungen als groß und schlaksig, mit struppigen, in die Stirn fallenden Haaren. Nach ihrer Flucht entdeckte sie zu ihrer großen Freude, dass es in Südkorea einen Teenagerschwarm namens Yu Jun-sang gab, der ihrem früheren Freund sehr ähnlich sah (deshalb verwende ich für ihn das Pseudonym Jun-sang). Jun-sang war außerdem klug, ein angehender Wissenschaftler, der an einer der besten Universitäten in Pjöngjang studieren wollte. Das war einer der Gründe, warum sie nicht öffentlich zusammen gesehen werden durften.

In Nordkorea gibt es keine »Liebeshotels«. Zwanglose Intimitäten zwischen den Geschlechtern werden nicht gebilligt. Dennoch versuchte ich, Mi-ran behutsam zu entlocken, wie weit ihre Beziehung gegangen war. Sie lachte.

»Es dauerte drei Jahre, bis wir Händchen hielten, und noch einmal sechs, bis wir uns den ersten Kuss gaben«, erwiderte sie. »An mehr hätte ich nicht im Traum gedacht. Als ich Nordkorea verließ, war ich 26 Jahre alt und Lehrerin, aber ich wusste nicht, wie Babys zustande kommen.«

Mi-ran gestand, dass sie häufig an ihre erste Liebe dachte und dass sie sich immer noch mit Gewissensbissen quälte. Jun-sang war ihr bester Freund gewesen, der Mensch, dem sie ihre Träume und die Geheimnisse ihrer Familie anvertraut hatte. Dennoch hatte sie ihm das größte

Geheimnis in ihrem Leben verschwiegen. Sie hatte ihm nie erzählt, wie sehr Nordkorea sie anwiderte, dass sie die Propaganda, die sie an ihre Schüler weitergab, nicht glaubte. Vor allem aber erwähnte sie ihm gegenüber niemals, dass ihre Familie vorhatte, aus Nordkorea zu flüchten. Nicht, dass sie ihm nicht vertraut hätte, aber in Nordkorea konnte man gar nicht vorsichtig genug sein. Wenn er es jemandem erzählte, der es jemandem erzählte ... nun, man konnte nie wissen – überall gab es Spione. Nachbarn denunzierten Nachbarn, Freunde denunzierten Freunde. Selbst Liebende denunzierten einander. Hätte irgendjemand bei der Geheimpolizei von ihren Plänen erfahren, wäre ihre ganze Familie in ein Arbeitslager in den Bergen verfrachtet worden.

»Das konnte ich nicht riskieren«, sagte sie zu mir. »Ich konnte mich nicht einmal verabschieden.«

Nach unserem ersten Treffen sprachen wir oft über Jun-sang. Mi-ran war glücklich verheiratet und, als ich sie das nächste Mal sah, Mutter geworden, aber sie verhaspelte sich noch immer vor Aufregung und errötete, sobald der Name Jun-sang fiel. Ich hatte das Gefühl, dass sie sich freute, wenn ich das Gespräch auf ihn brachte, denn sie konnte mit niemandem sonst darüber reden.

»Wie ist es ihm ergangen?«, fragte ich.

Sie zuckte die Achseln. Es gibt, fünfzig Jahre nach Kriegsende, noch immer keine richtigen Kommunikationsmöglichkeiten zwischen Nord- und Südkorea. Schlimmer als seinerzeit zwischen Ost- und

Westdeutschland oder sonstwo in der Welt. Es gibt keine Telefonverbindung zwischen Nord- und Südkorea, keinen Postverkehr, keine E-Mails. Mi-ran hatte selbst viele unbeantwortete Fragen. Ob er inzwischen verheiratet war? Ob er noch an sie dachte? Ob er sie hasste, weil sie ohne ein Wort des Abschieds fortgegangen war? Ob Jun-sang sie, Mi-ran, als Verräterin an ihrem Vaterland betrachtete, weil sie nach Südkorea gegangen war?

»Irgendwie glaube ich, dass er es verstehen würde, aber ich werde es wohl nie erfahren«, erwiderte sie.

Mi-ran und Jun-sang lernten sich kennen, als sie Teenager waren. Beide lebten am Rand von Chongjin, einer Industriestadt im Nordosten der Koreanischen Halbinsel, nicht weit von der russischen Grenze. Die Darstellungen der nordkoreanischen Landschaft durch die Schwarzweiß-Schattierungen der asiatischen Malerei sind absolut treffend. Manche Landstriche sind hinreißend schön – aus amerikanischer Sicht könnte man sie mit dem pazifischen Nordwesten vergleichen –, aber irgendwie fehlt es ihnen an Farbe. Die Farbpalette beschränkt sich auf Töne zwischen dem Dunkelgrün von Tannen, Wacholder und Fichten bis zum milchigen Grau der Granitgipfel. Der üppig grüne Flickenteppich der für das ländliche Asien so typischen Reisfelder ist nur für ein paar Monate zu sehen, während der Regenzeit im Sommer. Im Herbst leuchtet kurz das Laubwerk auf. Das übrige Jahr ist alles gelb und braun, ausgeblutet und verblasst.

Das bunte Durcheinander Südkoreas fehlt hier völlig. Es gibt so gut wie keine Reklameschilder und nur wenige Kraftfahrzeuge. Der Besitz eines Privatautos ist im Großen und Ganzen nicht erlaubt, ganz abgesehen davon, dass sich ohnehin niemand eines leisten könnte. Selbst Traktoren sieht man selten, nur magere Ochsen vor den Pflügen. Die Häuser sind schlichte, monochrome Zweckbauten. Kaum eines stammt aus der Zeit vor dem Koreakrieg. Die meisten wurden in den 1960er und 1970er Jahren aus Zementblöcken und Kalkstein errichtet und den Menschen je nach Beruf und Rang zugewiesen. In den Städten gibt es sogenannte »Taubenkäfige«, Einzimmer-Wohneinheiten in niedrigen Wohnblöcken. Auf dem Land leben die meisten Menschen in ebenerdigen Häusern, sogenannten »Harmonikas«, Einzimmerhäuschen, die wie die Fächer einer Ziehharmonika aneinanderkleben. Hin und wieder leuchten Tür- und Fensterrahmen in einem strahlenden Türkis, meistens aber ist alles weiß oder grau gestrichen.

In der düsteren Zukunftsvision seines Romans *1984* beschrieb George Orwell eine Welt, in der Farbe nur noch auf Propagandaplakaten zu finden ist. Genauso ist es in Nordkorea. Bilder mit Kim Il Sung leuchten in den kräftigen Posterfarben, wie sie der Malstil des sozialistischen Realismus bevorzugt. Der Große Führer sitzt auf einer Bank und lächelt gütig auf farbenfroh gekleidete Kinder herab, die sich um ihn drängen. Von seinem Gesicht gehen gelbe und orangefarbene Strahlen aus: Er ist die Sonne.